



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Acht Jahre sächsisch-deutscher Politik : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Acht Jahre sächsisch-deutscher Politik

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



ine Aussicht, sich wieder zu größerer Geltung emporzubringen, eröffnete sich erst, als Österreich die preußischen „Februarbedingungen“ für das Verhältnis Schleswig-Holsteins zu Preußen, die auch Kronprinz Albert als „halbe Mediatisierung“ aufsaßte, ablehnte und damit eine neue Periode des Gegensatzes zu Preußen eröffnete. Daß sich im Falle eines bewaffneten Konflikts die Bundesstaaten an Österreich anschließen mußten, stand für König Johann außer Zweifel; andererseits erschien ihm ein Bruch zwischen den beiden Großmächten als „ein so großes Nationalunglück, daß man jede Möglichkeit zur Ausgleichung zu benutzen verpflichtet ist,“ unter Vorbehalt des Rechtsstandpunkts in der schleswig-holsteinischen Sache. Freilich der Ausgleich zwischen Österreich und Preußen, den die Konvention von Gastein am 14. August 1865 brachte, wirkte auf die mittelstaatlichen Kreise geradezu „niederschmetternd,“ weil sich damit das Einvernehmen der beiden Großmächte, das die Mittelstaaten so tief herabgedrückt hatte, zu erneuern schien; es wirkte mit dazu, daß auch Sachsen, dem Wiener Kabinett entfremdet, am 31. Dezember 1865 den italienischen Handelsvertrag des Zollvereins unterzeichnete, der die bisher verweigerte Anerkennung des Königreichs Italien in sich schloß.

Allein die Konvention war nur ein Notbehelf für Österreich und hinderte nicht, daß diese Macht in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage den preußischen Ansprüchen, die jetzt auf die Annexion losgingen, um keinen Schritt entgegenkam, vielmehr sich allmählich den mittelstaatlichen Standpunkt zu eigen machte und in Holstein die Agitation für die Einsetzung des Augustenburgers offen begünstigte. Als nun die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes immer näher rückte, war man sich in Sachsen schon Anfang März 1866 vollständig klar über die zu ergreifenden politischen und militärischen Maßregeln. Der bundesrechtliche Standpunkt sollte unbedingt festgehalten, die Armee zwischen Freiberg und Chemnitz vereinigt werden, und wenn das Land gegen einen übermächtigen Angriff von Norden her nicht zu behaupten war, nach Bayern abziehen, um dort zur Verfügung des Bundes zu stehen. Indem Österreich in einem Rundschreiben vom 16. März den Mittelstaaten seine Absicht erklärte, die Entscheidung über die Elbherzogtümer dem Bunde überlassen zu

wollen, und Preußen am 24. März den deutschen Regierungen seine Absicht, die Bundesreform zu beantragen, ankündigte, zugleich aber rund und nett die Frage an sie richtete, inwieweit es in einem Kriege gegen Österreich auf sie zählen könne, wurde Sachsen unmittelbar vor die Entscheidung gestellt. Die Antwort Beusts vom 6. April war die zu erwartende: es müsse dem Bundesstandpunkt treu bleiben, d. h., ohne diese Einkleidung, es werde mit Österreich gehn. Noch verhandelten die Mittelstaaten am 22. und 23. April in Augsburg über den preußischen Antrag auf Berufung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgegangnen deutschen Parlaments zur Beratung der Bundesreform (vom 9. April), der plötzlich ein großes Ziel aufstellte, und der Bundestag wählte am 26. April einen Reformauschuß; aber am 28. April forderte Preußen in Dresden kategorisch die Abrüstung. Weder die Versicherung Beusts und des Königs (in einem persönlichen Schreiben an Wilhelm I. vom 29. April), Sachsen halte nur den Bundesstandpunkt fest, noch die Unterredungen Hohenthals und Bismarcks am 1. und 2. Mai konnten den Gegensatz überbrücken, und da es sowohl der Bundestag als die in Bamberg am 13. und 14. Mai versammelten Minister der Mittelstaaten vermieden, auch nur Beschlüsse zum Schutze des bedrohten Sachsens zu fassen, geschweige irgend welche Maßregeln zu treffen, so mußte man in Sachsen, von den mittelstaatlichen Bundesgenossen einfach im Stiche gelassen, sich eben selber helfen. Seit der österreichischen Erklärung vom 8. Mai, das Wiener Kabinett werde eine Okkupation Sachsens als Kriegsfall betrachten, faßte man die Vereinigung der sächsischen Truppen mit den Österreichern ins Auge, und die seit dem 20. Mai vollkommen mobile Armee nahm unter dem Oberbefehle des Kronprinzen eine konzentrierte Stellung um Dresden ein. Noch an demselben 20. Mai setzte sich der Prinz durch ein persönliches Schreiben mit dem Oberfeldherrn der österreichischen Nordarmee L. von Benedek in Verbindung. Er beurteilte die militärische Lage keineswegs sehr hoffnungsvoll, denn er kannte die preußische Armee. „Ruhm wird wenig zu haben sein, schrieb er am 9. Mai an den Kriegsminister Rabenhorst, Ehre und Reputation aber oft auf dem Spiele stehn.“ In der That sollte er bald die Erfahrung machen, daß die österreichische Heeresleitung ungefähr alles zu wünschen übrig ließ, und daß der einzige General der „Nordarmee,“ der seiner Aufgabe gewachsen war, er selbst, das einzige Korps, das den Preußen ebenbürtig war, die Sachsen seien.

Die Vermittlungsverhandlungen des Freiherrn Anton von Gablenz zwischen Berlin und Wien, von denen auch Beust am 31. Mai erfuhr, und des Großherzogs von Baden, der am 2. Juni in Pillnitz erschien, hielten den Ausbruch kaum noch hin, denn schon am 1. Juni brachte Österreich durch die von Sachsen längst ersehnte Erklärung, es unterbreite die schleswig-holsteinische Sache, die Reformfrage und seinen Streit mit Preußen dem Bundestage, die Kugel ins Rollen. Der Einmarsch der Preußen in Holstein am 7. Juni, die Vorlegung des preußischen Bundesreformentwurfs am 10. Juni, der (bundeswidrige) österreichische Antrag auf Mobilisierung der außerpreussischen Bundes-

kontingente am 11. Juni und seine Annahme (in etwas veränderter Fassung) am 14. Juni entschieden den Krieg. Mit einem Bruche des Bundesrechts durch die Mehrheit des Bundestags begann der Kampf für das Bundesrecht.

Daß dabei sowohl der am 28. Mai eröffnete sächsische Landtag wie das sächsische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit den Standpunkt seiner Regierung teilte, ist unzweifelhaft. Aber ebenso unzweifelhaft ist, wie aus eigener Erfahrung hinzugefügt werden kann, daß von einer Begeisterung, ja auch nur von Sympathien für Österreich oder gar für den so oft verspotteten Bundestag gar keine Rede war, daß viele Gebildete die Parteilung Sachsens nicht billigten, daß allgemein die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens gewünscht wurde, daß es aber einen äußerst peinlichen Eindruck machte, als die Österreicher nicht in Sachsen einrückten, sondern die sächsische Armee den Rückzug nach Böhmen antreten mußte, nachdem der König das preußische Ultimatum am Abend des 15. Juni abgelehnt hatte und der Kriegszustand eingetreten war. Er handelte seinem Standpunkte getreu und nach seiner Gewissensüberzeugung. Aber ehrlicherweise wird man sagen müssen: Sachsen ging nicht in den Kampf um das schattenhafte Bundesrecht, sondern um die Behauptung der lebendigen gesunden Wirklichkeit seines Staatswesens. Diesen Kampf hat es mit Ehren und nicht ohne Erfolg geführt, für das Bundesrecht wäre jeder Tropfen Blut schade gewesen.

Am 18. Juni ging die sächsische Armee in drei Kolonnen hinter die böhmische Grenze zurück. Da die Hauptmasse der österreichischen Nordarmee noch in Mähren um Olmütz, nur das Korps Clam-Gallas an der Iser stand, so mußten die Sachsen in heißen Märschen ihren Rückzug bis dorthin fortsetzen, während sich König Johann nach Prag begab. Der Kronprinz war mindestens für die Behauptung des nördlichen Böhmens, denn er erkannte, daß dort die Entscheidung liege, und erwartete von der süddeutschen Bundesarmee für Norddeutschland gar nichts. Am 24. Juni übernahm er den Oberbefehl über die Österreicher und die Sachsen an der Iser, und auch König Johann erschien unter seinen Truppen, erst in Jungbunzlau, dann in Unter-Baugen, in der Erwartung eines ersten Zusammenstoßes mit der ersten preußischen Armee. Da diese aber schon Turnau besetzt und in der Nacht des 26. Juni auch bei Podol den Iserübergang erzwungen hatte, entschloß sich der Kronprinz, am 28. nach Gitschin zurückzugehen, wo er nach einem Telegramm Benedeks das Eintreffen der Nordarmee für den 30. erwartete; nur zu einem scharfen Rückzugsgefecht kam es am 28. Juni bei Münchengrätz. Auf dem Marsche nach Gitschin folgte König Johann am Vormittag des 29. seinen Truppen, und da der Kronprinz nachmittags zwei Uhr die Meldung Benedeks erhielt, daß an diesem Tage das 3. österreichische Korps über Miletin auf Gitschin vorgehen werde, so entschloß er sich, dem andrängenden Gegner nördlich von der Stadt die Spitze zu bieten. Während der König auf einer Anhöhe am Eingange Gitschins von Turnau her die Bewegungen verfolgte, und der Kanonendonner immer deutlicher zu ihm drang, leitete der Kronprinz südlich von Dilez, wo

die seinen Namen tragende (2.) Brigade ihre Bluttaufe erhielt,*) das Gefecht. Er ahnte nicht, daß Benedek seinen Entschluß infolge der schlimmen Nachrichten von der böhmischen Ostgrenze schon längst geändert hatte und bei Gitschin alles Blut umsonst floß, denn erst abends gegen halb acht Uhr erreichte ihn der Befehl Benedeks zum Rückzuge auf die Hauptarmee, der schon nachts ein Uhr von Josephstadt abgegangen war, aber infolge einer unverantwortlichen Saumseligkeit, wie sie in diesem Kriege auf österreichischer Seite mehrfach vorgekommen ist, über siebenzehn Stunden gebraucht hatte, die drei Reistunden von Josephstadt her zurückzulegen.

Der nächtliche Rückzug ging nach Smidar, König Johann dagegen schlug mitten unter zersprengten und hastig vorwärts strebenden österreichischen Abteilungen die Straße über Miletin und Horschitz***) nach Königgrätz ein — dieselbe, die vier Tage später König Wilhelm fuhr —, erreichte am 30. Juni abends Pardubitz, wo er Beust und die Beamten des Kriegsministeriums antraf, und machte, da ihn Kaiser Franz Joseph nach Wien einlud, am 1. Juli wieder eine anstrengende Nachtfahrt über Chrudim nach Deutsch-Brod, an endlosen Kolonnen von Munitionswagen entlang. „Wenn wir verfolgt werden, haben es die Husaren leicht,“ bemerkte er scheinbar scherzend. Von dort ging es am 2. Juli nach Sglau, am 3. nach Brünn, erst hier erreichte er die Eisenbahn nach Wien.

Die sächsischen Truppen hatten ungebrochenen Mutes und vollkommen schlagfertig am 1. Juli bei Prschim und Problus die ihnen angewiesenen Stellungen am linken Flügel der österreichischen Hauptarmee vor Königgrätz bezogen, wo sich Benedek am 2. Juli halben Herzens zum Schlagen entschloß. Während er für den 3. Juli keine Schlacht erwartete, machte sich der Kronprinz, selbständig wie immer, eben für diesen Tag darauf gefaßt, traf schon am Nachmittage des 2. seine Dispositionen und bestimmte persönlich die Stellungen seiner Batterien. Auch in der Entscheidungsschlacht des 3. Juli focht er einen fast selbständigen und eine Zeit lang gar nicht unglücklichen Kampf gegen die Elbarmee, den er selbst in einem von Hassel der Hauptsache nach mitgeteilten Bericht an den König vom 5. Juli klar und sachlich geschildert hat. Vom österreichischen Generalstab während der Schlacht ohne Nachricht gelassen, erkannte er nach ein Uhr erst an dem Zurückgehn der Feuerlinien fern im Nordosten, daß der rechte österreichische Flügel vor der 2. preu-

*) Wenn dabei diese Brigade eine kurze Zeit durch die Österreicher von Eisenstadt her beschossen wurde, so erklärt sich dieser immer wieder erwähnte, aber niemals motivierte Irrtum aus ihrer der preussischen sehr ähnlichen Uniform (blau mit roten Aufschlägen am Waffenvord, breiter roter Streifen an der wieder der preussischen ganz ähnlichen Feldmütze, die von den Sachsen während des Kriegs statt des Tschakos allgemein getragen wurde).

**) Die Schreibung der tschechischen Namen ist bei Hassel beiläufig nicht ganz konsequent. Er schreibt Horschitz neben Höriz und Horic, Prim statt Prschim, Mechanic statt Mechanik, Horschenowez statt Horschenowjes (Hörenowes) und doch Gitschin (Žicin). Am einfachsten ist es doch für uns, die Namen nach der Aussprache umzuschreiben; die tschechische Orthographie verstehen die meisten deutschen Leser nicht.

sischen Armee im Weichen sei; um zwei Uhr gab er, abermals selbständig, seinen Truppen den Befehl zum Rückzuge, den die 2. Infanteriebrigade mit dem 1. Jägerbataillon und einigen Batterien bis gegen halb vier Uhr gegen den immer stärker andringenden Feind ausdauernd deckte. So gelang es ihm, inmitten der allgemeinen Auflösung seine Truppen in guter Ordnung, wenngleich in einzelne Abteilungen auseinander gerissen, aus dem Gefechte zu ziehen und in der Nacht bei Pardubitz die Elbe zu erreichen. Die verzweifelte Stimmung, die auf diesem schrecklichen Nichte in dem Worte an einen Offizier seiner Umgebung Ausdruck fand: „Ich wollte, ich läge tot auf dem Schlachtfelde,“ wurde bald überwunden, und bis zum 7. Juli fanden sich bei Zwittau in Mähren auch alle Teile seines Korps wieder zusammen, nach schweren Verlusten und angestrengten Märschen tief erschöpft, aber nicht entmutigt; auch von den achtundfünfzig Geschützen war nur ein einziges zerschossenes auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben.

Am 11. Juli in Olmütz angelangt, hätte der Kronprinz, darin mit Benedek übereinstimmend, am liebsten diese Stellung festgehalten. Aber die Zerrüttung der Österreicher war derart, daß am 11. Juli von Wien der Befehl kam, die Nordarmee bis an die Donau zurückzuziehen, um sie dort mit der von Italien herankommenden Südarmee unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Albrecht zum Schutze der Hauptstadt zu vereinigen. Denn in einer Beratung zu Schönbrunn am 4. Juli, an der auch der in der Nacht zuvor eingetroffene König Johann mit Beust teilnahm, war beschlossen worden, die Vermittlung Napoleons III. für den Krieg mit Italien anzurufen, ihm Venedig zur Verfügung zu stellen, die Südarmee von dort zurückzuziehen und bei Preußen einen Waffenstillstand nachzusuchen. Da aber dieser rundweg abgelehnt wurde, obgleich auch König Wilhelm die unbequeme französische Vermittlung grundsätzlich annahm, so ersuchte Franz Joseph am Abend des 8. Juli Beust, im österreichischen Interesse persönlich nach Paris zu eilen, natürlich, um Napoleon III. zu einem entschiednern Auftreten zu bestimmen. König Johann gab nur nachträglich seine Zustimmung zu einer Sendung, die, wie Beust selbst voraussah, in Deutschland den übelsten Eindruck machen mußte und außerdem vermutlich erfolglos blieb.

Inzwischen hatte der Abmarsch von Olmütz am 11. Juli begonnen; da aber das Eisenbahnmaterial nicht ausreichte, und die Preußen hart nachdrängten, so wurde ein Teil der Sachsen, der mit Benedek an der March hinuntermarschieren sollte, nach Ungarn abgedrängt, sodaß der Kronprinz, als er am 15. Juli morgens in Florisdorf bei Wien eintraf, wo er seinen greisen Vater zum erstenmal nach erschütternden Schicksalsschlägen wieder sah, nur 6000 Mann seiner Truppen vorfand und tagelang vom Verbleib der andern Abteilungen nichts erfuhr. Erst gegen Ende Juli, als der allgemeine Waffenstillstand schon eingetreten (22. Juli) und die Friedenspräliminarien von Nikolsburg dem Abschluß nahe waren (26. Juli), war die eine Hälfte der Sachsen bei Wien, die andre um Bruck vereinigt, und am 30. Juli konzentrierte sich das ganze Korps

um Mödling, Böslau und Laxenburg östlich von Wien mit dem Hauptquartier in Segendorf.

Obwohl nun an der Donau zwischen Wien und Preßburg etwa 200 000 Mann unter dem Erzherzog Albrecht (seit dem 13. Juli) vereinigt standen, so waren doch der König wie der Kronprinz für den baldigen Frieden. Was Beust von seiner unglücklichen Pariser Reise am 17. Juli mitgebracht, was er auf dem Heimwege in Stuttgart und München gesehen hatte, das bewies, daß Napoleon III. über eine friedliche Vermittlung nicht hinauszugehn gedachte, und daß der Widerstand Süddeutschlands in Zusammenbrechen war. Diese Kunde hatte schon den Waffenstillstand vom 22. Juli beschleunigt. Nachdem vollends Österreich in Nikolsburg den Austritt aus dem Deutschen Bunde zugestanden und die Erhaltung Sachsens in seinem Gebietsstande ausbedungen hatte, war der Kronprinz sofort für den ehrlichen Anschluß an den zu bildenden Norddeutschen Bund, und es war durchaus nicht in seinem Sinne, daß Beust, auf eine französische Eingebung hin, durch die österreichischen Bevollmächtigten in Nikolsburg am 25. Juli den Eintritt Sachsens in den ebenfalls in Aussicht genommenen süddeutschen Bund vorschlagen ließ, allerdings nur als einen Schachzug, aber als einen sehr unglücklichen, ihm selbst verhängnisvollen. Bismarck erklärte sofort die Verhandlungen für abgebrochen, wenn man darauf bestehe, und auch aus Sachsen regte sich energischer Widerspruch gegen eine so unnatürliche Verbindung. Schon in einem Privatbriefe an Beust vom 1. August legte der Minister B. von Falkenstein, der Vorsitzende der in Sachsen zur Fortführung der Regierungsgeschäfte zurückgelassenen Landeskommission, entschiedne Verwahrung gegen den Anschluß Sachsens an Süddeutschland ein („nicht hundert Menschen werden sein, die bei der Wahl schwanken“), und als der preußische Zivilkommissar für Sachsen, von Wurmb, am 3. August in Görlitz den heimkehrenden König Wilhelm begrüßte, da hatte sich zwar dieser sehr anerkennend über die sächsischen Truppen ausgesprochen, Bismarck aber mit einem Hinweis auf die Pariser Reise die Entlassung Beusts zur Vorbedingung für die Einleitung von Friedensverhandlungen mit Sachsen gemacht. Daraufhin richteten die sächsischen Minister am 7. August ein Gesamtschreiben an Beust, daß sein Rücktritt notwendig sei. Am 8. August empfing Bismarck zum erstenmal wieder den Grafen Hohenthal, am 15. August nahm Beust seine Entlassung, und an demselben Tage unterzeichnete König Johann die Instruktion des Finanzministers R. Freiherrn von Friesen für die Friedensverhandlungen in Berlin, die außer ihm noch der General von Fabrice und der Gesandte Graf Hohenthal führen sollten. Vom Eintritt Sachsens in den Nordbund ausgehend schlug sie vor: eine Vereinbarung der Regierungen über das Verhältnis der Bundesmitglieder zur Präsidialmacht vor den Beratungen des zu berufenden Parlaments, bis zum Abschluß der Bundesverfassung ein Schutz- und Trutzbündnis, ferner Anrechnung der gemachten und noch zu machenden Zahlungen und Lieferungen auf die Kriegsentschädigung und Erhaltung der sächsischen Truppen als eines geschlossenen Korps der Bundesarmee nach

preussischer Organisation, Uniformierung und Bewaffnung, unter der Kriegsherrlichkeit des Königs, aber unter dem Oberbefehl des Bundesfeldherrn in Krieg und Frieden.

Fast genau nach diesem Entwurf ist später der Friede wirklich abgeschlossen worden, aber die militärischen Forderungen stießen bei vielen preussischen Autoritäten lange auf zähen Widerstand, die Verlängerung des Waffenstillstands über den 30. August hinaus mußte mit der Übergabe des Königssteins erkaufert werden, und im Lande regte sich die Ungeduld über die Verzögerung des Friedensschlusses, deren wahre Gründe man nicht kannte. Von „Leiden“ und „Drangsalen“ freilich, von denen Hassel gelegentlich spricht, war, nachdem die gewaltigen Durchmärsche des Juni mit ihren unvermeidlichen Lasten vorüber waren, im eigentlichen Sinne gar keine Rede; man empfand natürlich den Zustand der Okkupation und manche einzelne Maßregel, wie die Befestigung Dresdens seit Ende Juni, peinlich, aber die Verwaltung ging ruhig ihren Gang, die Zahlung von täglich 10000 Thalern an die preussischen Behörden wurde dem Einzelnen zunächst nicht fühlbar, und das Verhalten der nicht sehr zahlreichen preussischen Truppen war im ganzen musterhaft. Um die nach Mitte September gänzlich stockenden Verhandlungen über die Regelung der militärischen Verhältnisse wieder in Gang zu bringen, dachte der Kronprinz daran, selbst nach Berlin zu gehn; erst zu Anfang des Oktober wurden sie wieder aufgenommen.

Um seinem Lande näher zu sein, begab sich König Johann am 27. September nach Prag, am 4. Oktober nach Karlsbad; am 18. Oktober unterzeichnete er hier nach einer letzten Beratung mit dem Kronprinzen, dem Minister von Falkenstein und den Generalen von Schimpff und von Fabrice den von König Wilhelm am 14. genehmigten Entwurf der Friedensurkunde. Am 21. Oktober wurde der Friedensvertrag in Berlin unterzeichnet, am 24. bildete der König in Teplitz das neue Ministerium (Friesen, Fabrice, Rostitz-Wallwitz) und erließ eine Proklamation an sein treues Volk, am 26. Oktober, an demselben Tage, an dem die Sachsen von Wien zur Rückkehr in die lang entbehrte Heimat aufbrachen, traf der König mit den Seinigen in Pillnitz ein, am 3. November hielt er seinen Einzug in Dresden. In denselben Tagen rückten die sächsischen Truppen, freudig begrüßt, wieder in eine Anzahl heimischer Garnisonen ein. Ihre Offiziere brachten neben einem gründlichen Respekt vor dem preussischen Heerwesen und dem Bewußtsein, sich die Achtung der neuen Bundesgenossen errungen zu haben, für Österreich das Gegenteil von Sympathie mit heim. Nachdem auch der sächsische Landtag den Friedensvertrag und das neue Wehrgesetz angenommen hatte, ging der König mit dem Kronprinzen am 16. Dezember nach Berlin. Die ebenso ehrenvolle als herzliche Aufnahme, die sie dort fanden, erweckte für die Zukunft die besten Hoffnungen.

Sie haben sich reichlich erfüllt. Nachdem Sachsen die schwere Krisis, in der es seiner Treue zu einem ungenügenden und unhaltbaren Bundesrecht

beinahe zum Opfer gefallen wäre, überwunden, den im Grunde immer gesuchten, festen Anschluß an ein widerstandsfähiges nationales Staatswesen gefunden hatte, war es dem König Johann in seinen letzten und glücklichsten Jahren bechieden, die Vollendung dessen zu sehen, wonach er, allerdings lange auf andern und schließlich ungangbaren Wegen, immer gestrebt hatte, die Neugestaltung Deutschlands, und seinem ältesten Sohne war es vergönnt, als einem der ersten Feldherren des aufsteigenden Reichs seine klare Umsicht und ruhige Festigkeit, die er bisher in den ungünstigsten Verhältnissen erprobt hatte, in ruhmvollen Siegen zu bewähren.

Mit seiner Thronbesteigung am 29. Oktober 1873 schließt das vorliegende Buch. Möge der Tag, wo eine Fortsetzung über die Regierung des Königs Albert geschrieben werden kann, noch recht ferne sein!



Italienische Volks- und Kirchenfeste

Von Hermann Ehrenberg

(Schluß)

4. Vatikanische Feste (Der Krönungstag des Papstes — Eine Seligsprechung)



In dem alten Sprichwort: „In Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben,“ womit der Gipfel menschlicher Unzulänglichkeit und Versäumnisfähigkeit bezeichnet wird, spiegelt sich die Bedeutung des Papsttums für Rom am deutlichsten wieder. Freilich müssen heute sehr viele bei einem römischen Aufenthalte darauf verzichten, den Papst von Angesicht zu schauen. Die Zeiten, wo er sich in einer Sänfte durch die Straßen Roms tragen ließ oder von dem Balkon einer Kirche öffentlich dem Volke seinen Segen spendete, sind vorüber. Er fühlt sich ja als Gefangener und kann deshalb den Vatikan nicht mehr verlassen. Nur äußerst selten zeigt er sich einer größern Menge; Gelegenheiten, wie die von ihm vollzogene Messe in der Peterskirche bei seinem Priesterjubiläum oder die neuliche Eröffnung der Heiligen Pforte bei der Jahrhundertwende, sind als spärliche Ausnahmen zu betrachten. Zu den Festlichkeiten im engeren vatikanischen Kreise, an denen er teilnimmt, ist es aber begreiflicherweise schwer, Zutritt zu erhalten. In der Sixtinischen Kapelle, in der sie meistens stattfinden, ist höchstens für zweihundert Gäste Platz. Bedenkt man, wie viel Personen von Stand und Bedeutung aus allen Ländern und Erdteilen sich fortgesetzt in Rom dauernd oder besuchsweise aufhalten, so kann man sich leicht ausmalen, welche Jagd die armen Botschafter und Gesandten